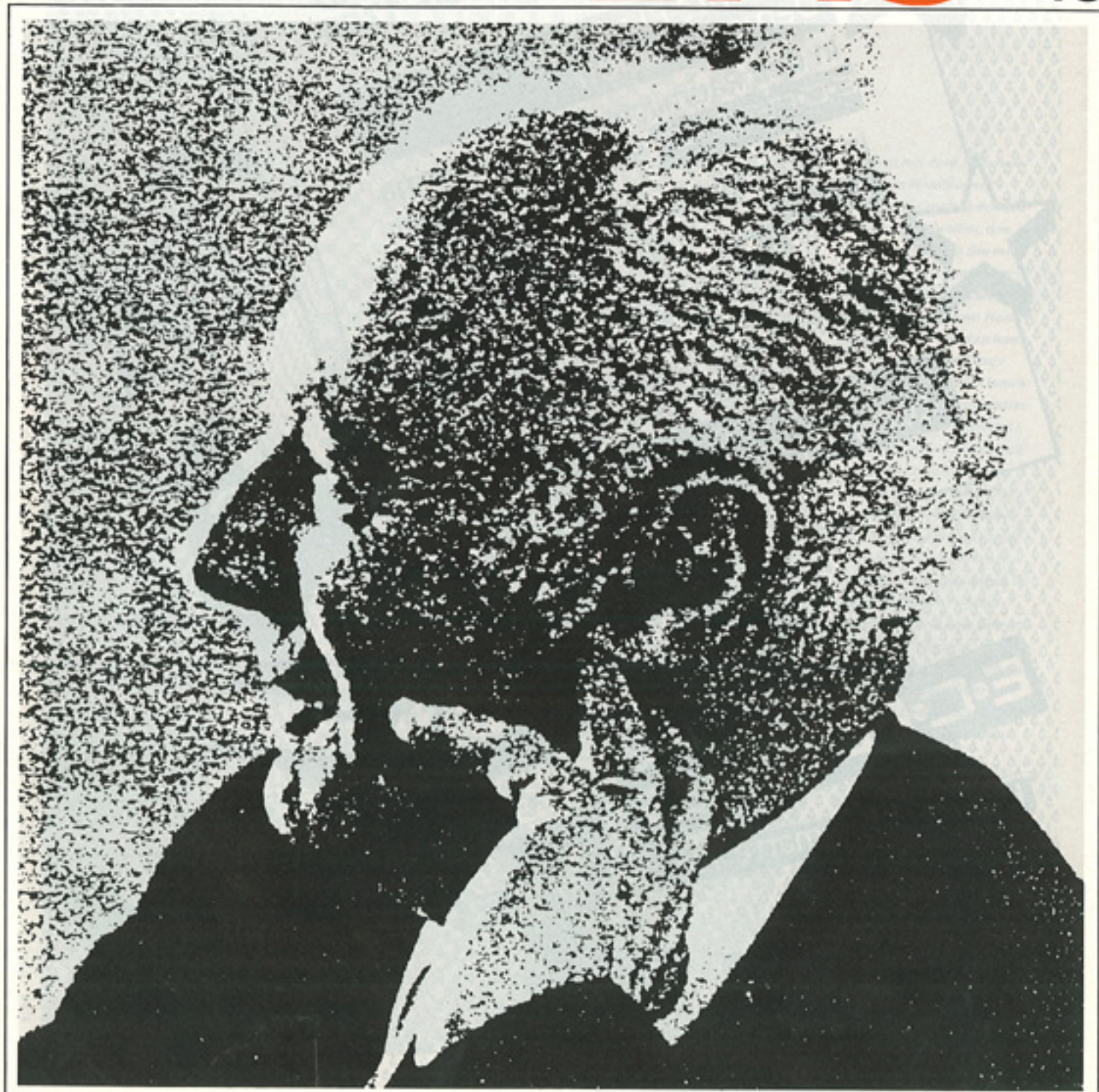


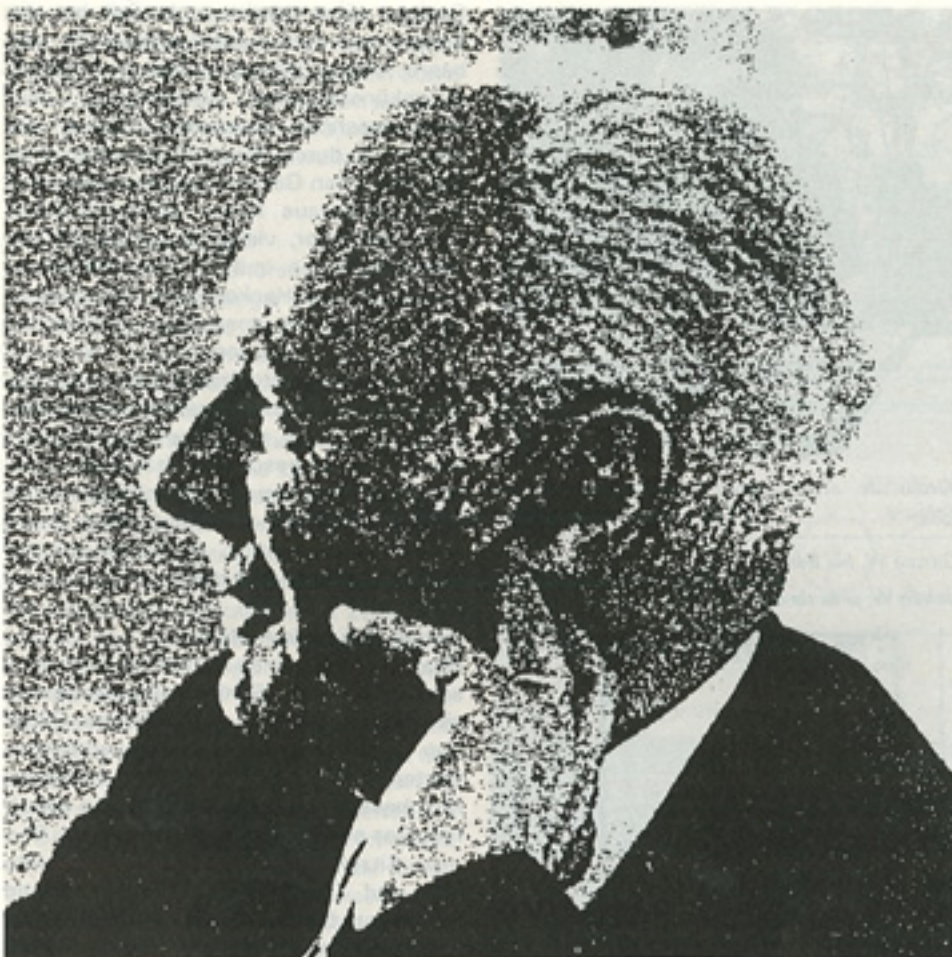
Schweizerische Fachzeitung
und Hauptinsertionsorgan
für den Erwerbsgartenbau
108. Jahrgang/Erscheint jeden Donnerstag
108^e année/Paraît tous les jeudis
5. November 1987
4501 Solothurn, Postfach, Tel. 065 22 66 22

DER GARTEN BAU

L'Horticulture suisse

45





Johannes Schweizer, Basel/Glarus (1901–1983)

Von Guido Hager. Öffentliches Gastreferat am Technikum Rapperswil, Abt. Grünplanung, Landschafts- und Gartenarchitektur. Vortragsreihe «Schweizer Landschaftsarchitekten. Porträts unserer Väter, vorgestellt von ehemaligen ITR-Absolventen». Fotos und Zitate von J. Schweizer.

Das erste Mal las ich von Johannes Schweizer im Anthos 2/84. Dieses umriss sein Leben und Werk in einfacher und überzeugender Weise. Ich war begeistert. In den letzten Wochen habe ich mich, dank der grossen Hilfsbereitschaft der Familie Schweizer, kurz in den reichen Nachlass eingearbeitet. Dabei ist mir klar geworden, dass meine verwandtschaftliche Beziehung zu Schweizer höchstens die eines Grossonkels ist. Zwar sind wir beide Gartenarchitekten, hier liegt die offensichtliche Verwandtschaft, leben und arbeiten aber in einer anderen Zeit mit anderen Aufgaben und Problemen.

Ich versuche, seine gestalterische Haltung aus seinen Schriften herauszulesen und seinen Anspruch an seinem Werk zu messen. Und daraus dann auch das Fehlende herauszuspüren, wo er mit seinen Ansprüchen nicht weiter kam und wo mir der geschichtliche Abstand weiterhelfen mag. Daraus möchte ich seine Gestaltungsart ableiten, der Essenz seines Werkes näherkommen.

Um dieser Essenz näher zu kommen und sie darzustellen, habe ich aus dem reichen Nachlass, der über 7000 Pläne, über 100 Schriften und Kisten von Fotomaterial zu allen Bereichen der Garten- und Landschaftsarchitektur umfasst, mich auf drei Gattungen mit je wenigen Beispielen beschränkt: den Hausgarten, Ausstellungsgärten und die Friedhöfe.

Trotz meiner kurzen und dementsprechend oberflächlichen Werkeinsicht erlaube ich mir zu den einzelnen Bereichen und am Schluss einige kritische Bemerkungen. Ich verstehe sie nicht primär als Wertung, sondern als Ansätze, die den grossen Wert von Schweizers Werk und somit auch des Nachlasses in seiner Tiefe aufzeigen sollen.

Lebensdaten

Zuerst aber in Kürze seine Lebensdaten: Johannes Schweizer wurde am 18. Februar 1901 in Glarus geboren. Sein Vater führte dort in der zweiten Generation ein Gartenbauunternehmen. Nach der Maturität folgten zwei Jahre gärtnerische Praxis als Voraussetzung für das folgende Ingenieur-Studium in Berlin-Dahlem. Ein Jahr Praxis bei Gartenarchitekt Röhnick in Dresden und das Zusatzstudium zum Gartenbauinspektor vervollständigten seine Grundausbildung. 1924 kehrte er als praktizierender Gartenarchitekt in die Schweiz

zurück, wo er in Glarus und später auch in Basel einen Planungs- und Ausführungsbetrieb leitete.

Am 9. April 1983 starb Dr. Johannes Schweizer nach kurzer Krankheit und einem langen, erfüllten Leben. Seine Tätigkeit umfasste alle Bereiche der Gartenarchitektur und auch Bereiche der Landschaftsplanung, der er seit der Kommissions-Gründung um 1940 innerhalb des BSG beistand.

Vorbilder und Schüler

Durch die verschiedenen Ausbildungsorte in Deutschland hatte Schweizer dort lebenslange Freundschaften zu Berufskollegen. Dies waren Prof. Heinrich Wiepking, Wilhelm Hübner, Alwin Seifert, deren Namen in jüngster Zeit in der Diskussion um die Landschaftsgestaltung innerhalb des III. Reiches erschienen, und im Friedhofsbereich war es immer wieder Stefan Hirzel. Sie waren zum Teil auch seine Vorbilder. Und bestimmt gehörten dazu auch Otto Valentin und Karl Foerster, die zwei Grossen jener Zeit. Diese Freundschaften und Vorbilder prägten Schweizer sein Leben lang. Er fühlte sich der Deutschen Kultur und Politik nahe und innerlich verbunden.

Bei Schweizer arbeiteten später namhafte Landschaftsarchitekten wie Prof. Hans Luz aus Stuttgart.

Hausgärten

Als ersten Themen-Schwerpunkt wählte ich die Hausgärten. Schon als gut 20-jähriger gestaltete und baute Schweizer die ersten Hausgärten. Immer noch in der Ausbildung, arbeitete er nebenbei im väterlichen Betrieb. Daneben zeichnete und schrieb Johannes Schweizer, so 1922 im «Werk» den Aufsatz zum Barockgarten «Sommerhaus» in Solothurn, wo er den Barock selber zu ergründen suchte und daraus sein eigenes Gartenprogramm ableitete.

Zitat: «Barock! Wir sehen im Geiste weit-ausladende Kirchenfassaden, malerisch bewegte Brunnengruppen, verklärte Plastiken mit flatternden Gewändern, oder wir denken an die intime Pracht der Innenräume, an die stolzen Kuppelbauten zahlloser Kirchen, an kühn aufsteigende, farbig glühende Hochaltäre. Barock! Und wir blicken zu Rembrandt und Hals, Tintoretto und Greco, Rubens und Watteau. Überall Bewegung, leidenschaftliches, inbrünstiges Leben!

Doch sonderbar! Dieses Barock hat den Garten streng geometrisch gestaltet, hat aus ihm eine Welt geschaffen, in der Lineal, Zirkel und Schere regieren sollten. Dieser Gegensatz in der barocken Schöpfung, der eine gleichzeitige Existenz einer malerischen und einer mathematischen Seite erlaubt, liegt begründet in der Struktur der damaligen Gesellschaft, genauer: in der Kluft, die zwischen Regierenden und Regierten lag.»

Dabei deckt Schweizer den Landschaftsgartenstil als altmodisch auf und propagiert gleichzeitig den architektonischen



Barockgarten «Sommerhaus» in Solothurn.
Fotos J. Schweizer.

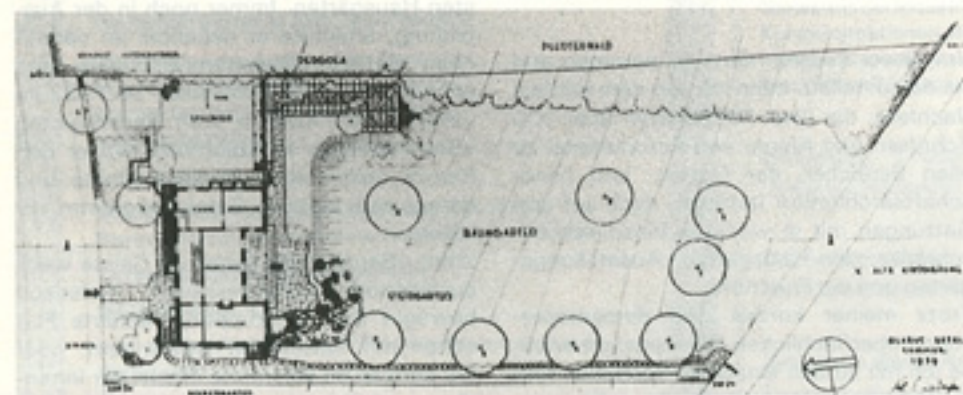
Jardin de style baroque «Sommerhaus» à
Soleure.

Garten Suhner in Hérisau, 1924.

Garten W. bei Basel, 1932.

Jardin Suhner à Hérisau, 1924.

Jardin W. près de Bâle, 1932.



Garten F. in Binnigen, 1939.

Jardin F. à Binnigen, 1939.

Garten F. in Binnigen, 1939.

Garten P. in Frankreich, 1963.

Jardin F. à Binnigen, 1939.

Jardin P. en France, 1963.



Garten: «Eine sentimentale Zeit hat die Schere aus dem Garten vollständig verbannt. Heute jedoch wissen wir, welche «raumkünstlerische» Bedeutung dem Baumverschnitt innewohnt, welche ein Rhythmus durch diese stereometrischen Gebilde in den Garten kam. Aus dieser Erkenntnis heraus haben zeitgenössische Gartengestalter, vielleicht gerade die besten unter ihnen, in ihren Schöpfungen zu beschnittenen Hecken und Baumreihen wieder Zuflucht genommen.» Dies die Worte eines 21-jährigen.

Die mit einem historischen Garten formulierte Idee hat Johannes Schweizer, obwohl er erkannte, dass jene Gesellschaftsstruktur jenen geschaffen hat, formal begründet übernommen und nicht nach einer eigenen Gesellschaftsstruktur mit ihrem Ausdruck hinterfragt. In diesem Hintergrund entstand 1924 der

Garten Suhner in Hérisau

Zitat: «Ich fand einen Garten mit jener satt-sam bekannten Schlingelwegakrobatik, einen Garten ohne Luft und Sonne. Daneben waren Menschen, die ein wirkliches Gartenleben ersehnten, die aber kaum den Mut besaßen, einmal Remedur zu schaffen. Das neue Gartenprogramm hieß: Blumen, Sitzplätze für die verschiedenen Jahres- und Tageszeiten, einen Spielrasen möglichst beim Hause, Wirtschaftshof und ein kleiner Wirtschaftsgarten.»

Die Eigenarten des Geländes riefen nach einer im wesentlichen symmetrischen Gliederung, wobei das vorhandene Gartenhaus zugleich Abschluss der Achse und Gegenpol des Hauses wurde. Die Gesamtlösung bedingt den straffen Zusammenhang einer architektonischen Bindung, die mit der Üppigkeit des Pflanzenwuchses wirkungsvoll kontrastiert.» Hier sucht der junge Schweizer seinen gültigen Garten. Für den Kunden stellt er dies im Grundriss, der Vogelschau, den Details dar, und nach der Ausführung belegen zahlreiche Fotos das Werk. Die Zeit der architektonischen Gärten ist aber eigentlich schon am Ausklingen. So zeigt der

Garten W. bei Basel

von 1932 zwar immer noch eine einfache, klare Raumaufteilung mit einer blick- und windgeschützten Spielwiese, mit Blumenrabatten und Wirtschaftshof. Gleichzeitig hat der strenge architektonische Ausdruck eine Milderung erfahren. 1934, also 10 Jahre nach der Propagierung der Gartenschere, formuliert Schweizer seinen Garten folgendermassen:

«Der Garten der kalten, steifen Repräsentation hat sich zum Wohngarten gewandelt. Er ist schlicht, ungezwungen und behaglich. Ohne Formalismus und feierlichen Pathos. Er ist zum Wohnen in Luft, Licht und Sonne, zur körperlichen Gesunderhaltung und zum seelischen Ausgleich. Ziel ist die Befreiung von jeglichem Schema oder, um das ausgezeichnete Wort Karl Foersters zu gebrauchen: Entkrampfung der Gartengestaltung.»

Und ein anderes Zitat aus einem Aufsatz

über die Pergola von 1940: «Das Verlangen des heutigen Menschen nach Licht und Luft brachte es mit sich, dass an Stelle der Laubgänge aus Hainbuchen und Linden die lockere Pergola bevorzugt wird, deren weitmaschiges Holzwerk auch der Sonne Zutritt lässt.»

Im Garten F. in Binnigen

von 1939 wird ein weiteres Element in die Gestaltung miteinbezogen: die vorhandene Situation; hier die Obstwiese und der Wald. Die eigentliche Garten-Neugestaltung beschränkt sich auf den hausnahen Bereich mit Terrasse, der Pergola und dem Spielrasen. Hans Luz schrieb dazu: «Rein landschaftlich-naturnahe Lösungen konnten Schweizer nicht zufriedenstellen. Es brauchte immer ein architektonisches Gerüst – Mauern, Kanten, Stufen usw. –, an die sich die Pflanzung anlehnen konnte.» Die einholmige Pergola trennt zwei Gartenteile, den Spielrasen von der Obstwiese, und verbindet zugleich das Haus mit der zweiholmigen Pergola entlang der Waldgrenze. Die Pergola steht bei Schweizer als Sinnbild für die Verbindung von Gebautem und Vegetativem, von Haus und Garten und vom Garten zur Landschaft. Im Garten M. bei Basel (1932) erkennen wir die bekannten Elemente in der klaren räumlichen Gliederung: die Terrasserung mit dem hausnahen Rasen, der Natursteinmauer und dem Steingarten. Eine Aufnahme vom

Garten P. in Frankreich

30 Jahre später (1963) zeigt die gleiche Raumgliederung, die bekannte, zurückhaltende, ruhige, architektonische und pflanzliche Elemente verbindende Gestaltungsweise. Die gartenbaulichen Elemente haben sich jedoch einmal mehr der Zeit angepasst: Betonmauern ersetzen die Natursteinmauer, Steinbrocken ersetzen die Natursteinmäuern, Föhren und Cotoneaster wachsen anstelle der bunten Staudenrabatten.

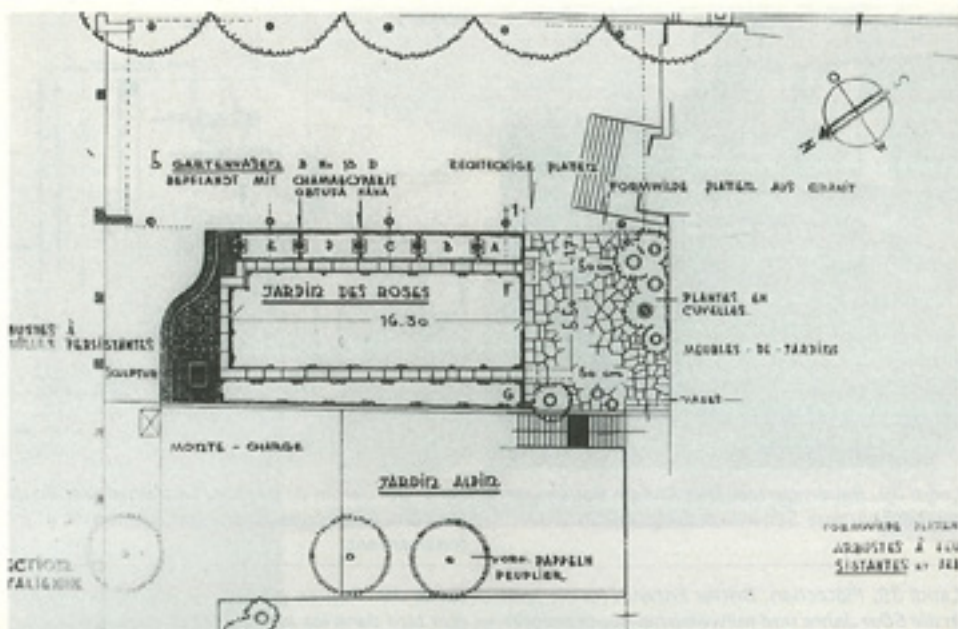
Die hohe Qualität im Anspruch und in der Ausführung ist jedoch geblieben. Und noch einmal dazu ein Zitat von Hans Luz: «Ich hielt ihn natürlich zunächst für ein wenig altmodisch, bis ich einsah, dass sein Bestreben nach zeitlosen Lösungen viel beständiger war als alle spektakulären, einer momentanen Mode nachlaufenden Lösungen.»

Ausstellungsgärten

Im zweiten Themenbereich beschreibe ich die von Johannes Schweizer gestalteten Ausstellungsgärten:

Paris 1937

Für die Weltausstellung in Paris von 1937 schuf Schweizer die Gärten zum Haus der Schweiz. Der Plan-Ausschnitt zeigt den Jardin des Roses und den Jardin alpin. Der Jardin des Roses liegt auf einer Dachterrasse, auf drei Seiten von Fassaden umgeben. Vor der fensterlosen Fassade wird ein Bild mit einer Plastik des Pariser August Suter und Nadelhölzern komponiert.



Paris 1937, Rosengarten.

Paris 1937, Roseraie.

Paris 1937, Steingarten.

Paris 1937, jardin de rocaille.



Die Stützen der Seitenfassade werden mit Granitsockeln und Vasen betont. Die Rosen-Massenpflanzung, nach Foerster zwar ein Greuel, vergleichbar mit einem Männerchor, der ein Sopransolo singt, versucht meiner Meinung nach der Künstlichkeit der Situation gerecht zu werden.

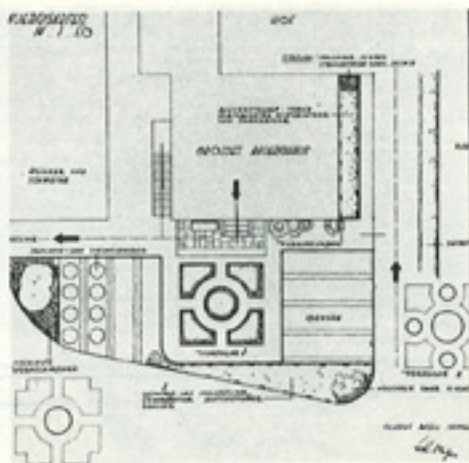
Von der Ebene des Jardin des Roses schauen wir hier hinunter zum Steingarten, dem Jardin alpin. Die Vogelschau zeigt eine bewusst künstliche, bildhafte Anordnung, die den formalen Vergleich mit Burle-Marx geradezu aufdrängt. Derselbe Garten auf Niveau betrachtet erscheint als Untermauerung der Engadiner-Gaststätte. Kuhglocken und Oleander verheissen Ländlichkeit und Sonne. Vom Innern der Gaststätte gesehen wird der Steingarten vollends zum Rahmen für ein Sonntags-Cliché des Schweizer Landlebens. Die Frauenskulptur sitzt hinter dem Baum und schaut, so scheint es, betroffen zur Seite.

Hier wurde mir einmal mehr bewusst, welche Gegensätze zu jener Zeit aufeinander geprallt sind: Der gescheiterten Moderne folgt die Rückbesinnung auf die Ländlichkeit. Wir Schweizer sind vom 1. Weltkrieg verschont geblieben, haben die Bedrohung durch den Kommunismus und die Arbeitslosigkeit vor allem als Angst erlebt und weniger aus Erfahrung. Doch die florierende Industrialisierung hat uns zum Wohlstand auch den Bruch von Stadt und Land gebracht.

So verstehe ich diese neue Ländlichkeit als eine sekundäre, als eine vom Städter gedachte und geschaffene. Sie ist eine folkloristische Ländlichkeit. Sie ist aufgesetzt, weil sie nicht von jenen vom Lande, also von innen heraus geschaffen worden ist. Und dementsprechend wurde sie auch vermarktet. Ähnliches zeigte zur gleichen Zeit das Aufkommen der Heimatfilme. Das natürliche Empfinden ist, obwohl noch gesucht, bereits verloren.



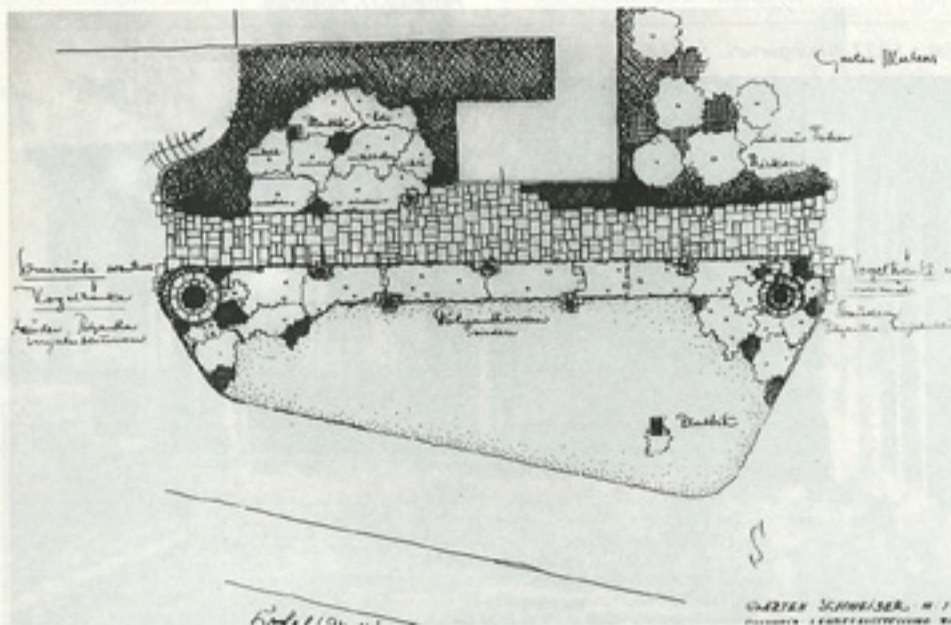
Landi 39, Bauerngarten. Das Thema Bauerngarten beschäftigte Schweizer lange und intensiv.



Landi 39, Jardin de paysan. Le thème «Jardin de paysan» préoccupa Schweizer longtemps et intensivement.

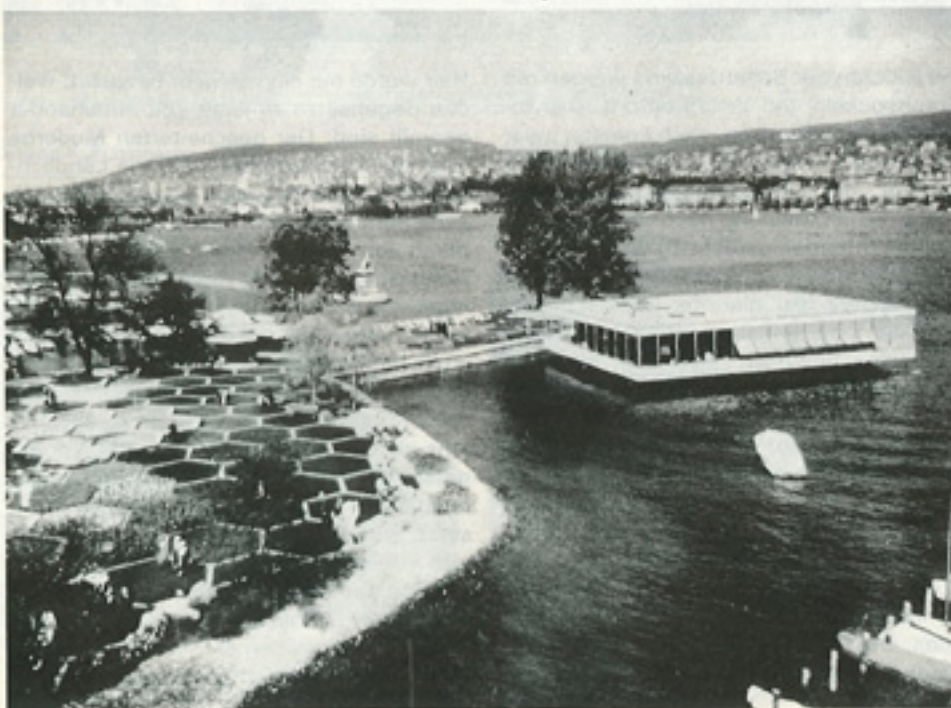
Landi 39, Plätzchen. Dritter Entwurf im bis spät in die 50er Jahre und teilweise bis heute prägenden Landi-Stil.

Landi 39, Petites places. Troisième projet jusque tard dans les années 50 et en partie aujourd'hui encore représentant le style de la Landi.



G 59, Hexagonaler Garten am linken Zürichseeufer.

G 59, Jardin de forme hexagonale, situé sur la rive gauche du lac de Zurich.



Landi 39

An der Landi 39 in Zürich befasste sich Schweizer mit Bauerngärten. Zudem gestaltete er einen kleinen Platz.

Das Thema «Bauerngarten» beschäftigte Schweizer lange und intensiv. Er galt als Autorität auf diesem Gebiet. Während der grossen Umschichtung vom Land in die Stadt sind viele Bauerngärten zerstört worden. Dieser Verlust wurde im Zeichen der Rückbesinnung auf die traditionellen Werte in ihrer kulturhistorischen und landschaftsgestaltenden Tragweite erkannt.

Schweizer löste die Aufgabe, indem ein Bauerngarten zu einem Bauernhaus formal möglichst präzise nachgebaut wurde, ein Abbild eines Bauerngartens, das den Besucher zum Nachbau resp. zum Erhalten des Bestehenden anregen sollte. Der Aufruf zum Nachbau hatte, nach Prof. Hauser, landesweit Erfolg. Anscheinend seien viele der heute noch erhaltenen Bauerngärten auf diese Mustergärten an der Landi 39 zurückzuführen.

Wieweit Schweizer zur Darstellung des Themas «Bauerngärten» auch Alternativen suchte, oder anders gesagt, ob für Schweizer überhaupt andere Lösungen denkbar waren, habe ich aus den mir bekannten Unterlagen nicht ersehen können. Die verschiedenen Alternativen beschränken sich auf die formale Aufteilung.

Einen zweiten Bereich gestaltete Johannes Schweizer als Plätzchen vor der Abteilung «Kleider machen Leute». Ein erster Entwurf zeigt eine Verkehrsinselbegrünung. Der zweite Entwurf versucht die Grünfläche dem Gebäude anzugliedern. Beim dritten Entwurf gelingt dies auf charakteristische Weise, in der ungezwungenen, offenen Art des bis spät in die 50er Jahre und teilweise bis heute prägenden Landi-Stils: Eine Plastik im Rasen, mit etwas Grün frei und ungezwungen darum herum gruppiert, ein Naturplatten-Belag, Terracotta-Vasen, die Vogeltränke und die Sonnenuhr, Stauden, Rosen, Föhren und Birken. Pflegeleicht und zeitlos.

Landleben und Stadtleben waren im Kampf. Die Landi 39 versuchte noch einmal, den Bruch zu leimen. Nur wurde der Kampf noch einseitig vom Städter geführt, mit den Waffen des Fortschrittes und der Ländlichkeit. Die zunehmende Mobilität nach dem 2. Weltkrieg führte zu ausgeglichenerem Kampf.

G 59

Zusammen mit Walter + Klaus Leder entwarf Johannes Schweizer für die G 59 in Zürich das Konzept zur linken Seeseite. Hier galt es, der vorhandenen Kleinteiligkeit und Abgeschiedenheit gerecht zu werden. Zitat: «Wird rechtsufrig als neuer Werkstoff im Gartenbau Beton in all seiner Anwendung gezeigt, so werden hier die zahlreichen guten Natursteine als Belag und in Mauern vorgeführt.» Und dies war natürlich Schweizers Domäne.

Der «Hexagonale Garten» mit dem Seerestaurant der Architekten Stücheli + Kollbrunner wirkt in dieser Grundidee sehr gelungen. Hier hat seit der Landi 39 ein Wan-

del zur gestalterischen Umsetzung eines Platzes stattgefunden.

Als Themengarten plante Schweizer auch den Musterfriedhof im nahegelegenen Belvoir-Park. Dazu hat er immer wieder auf die Frage nach der Art, wie ein solcher innerhalb einer Ausstellung gezeigt werden soll, hingewiesen: «So wurde mit voller Absicht ein der Wirklichkeit entsprechender Friedhof angelegt und nicht ein für uns utopischer Parkfriedhof gebaut.» Oder in einem anderen Artikel: «Die Halle, die hohe Natursteinmauer gegen Osten ... und eine breite, niedrige Sitzmauer rahmen den Versammlungsplatz, der wie der ganze Ausstellungsfriedhof als Teil eines grösseren kommunalen Gottesacker gedacht und dementsprechend bemessen ist.»

Der Friedhof wurde also möglichst wirklichkeitsgetreu gebaut. Die verschiedenen Belegungsarten, die Grabpflanzung und die Grabzeichen sollten den derzeitigen Stand der Gartenkultur darstellen, wobei der eigentliche Sinn des Friedhofes, die Würde der Totenehrung, dieser zugrunde liegt. Im Ausstellungsfriedhof wollte Schweizer aber auch historische Grabzeichen und apotropäische, d.h. die historisch bedeutsame Kirchflora zeigen.

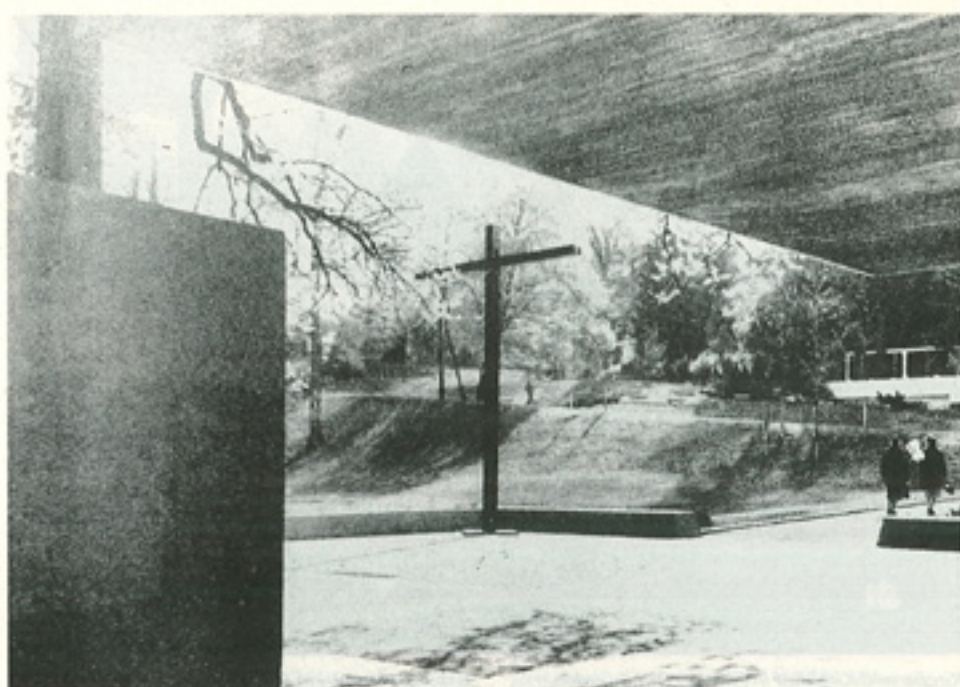
Ähnlich wie die Landi 39 wurde die gesamte G59 international als gelungen anerkannt; die Schweiz galt als das führende Land für den Gartenbau und die Gartenarchitektur. Beide Werke der G59 von Johannes Schweizer sind heute, wenigstens teilweise, noch erhalten. Zusammen mit Hans Jakob Barth verwirklichte Johannes Schweizer dasselbe Programm auch für den Musterfriedhof an der G80. Die zwei Männer standen sich trotz der Verschiedenheit der geistigen Herkunft freundschaftlich zur Seite.

G80

Hier in Basel konnte auf einem ganz anderen Grundstück das Thema Friedhof dargestellt werden. Der Übersichtsplan zeigt: den Hauptweg von Norden, das Gemeinschaftsgrab(1), historische Grabzeichen (2), Erdreihen(5)- und Urnengräber(6) gesteckt und den Besammlungsplatz(4) resp. die Aussichtsterrasse mit dem Hochkreuz(7). Die Zeichnungen von Barth verdeutlichen die Ausnützung der Topographie beim Auf- und Einstieg mit Blick zum Besammlungsplatz und der Terrasse.

Zitat: «Mit der abschliessenden Gehölzpflanzung im Rücken sowie der klar gefassten Aussichtsterrasse und dem überragenden Hochkreuz von Josef Nauer im ostwärts liegenden Blickfeld ist ein ruhiger Friedhofraum entstanden, aber auch eine öffentliche Grünanlage zur Besinnung auf jene absolute, schöpferische und naturbedingte Wirklichkeit, die im Friedhof als eine klar gestaltete Durchdringung von Gesetz und Ordnung sichtbar wird.» So hat Emil Steiner dieses Werk im «Gartenbau» gebührend gewürdigt.

Mit diesen zwei letzten Ausstellungsgärten sind wir bereits inmitten des dritten Themas: dem Friedhof. Mit den Hausgärten versuchte ich vor allem die erste Schaffens-



G 59, Musterfriedhof im Belvoir-Park. Versammlungsplatz mit Sitzmauer.

G 59. Exemple de cimetière dans le parc Belvoir. Place de rassemblement avec un mur pour s'y asseoir.

G 59, Musterfriedhof. Grabzeichen und historisch bedeutsame Kirchflora.

G 59, exemple de cimetière. Monument funéraire et flore de cimetière de valeur historique.

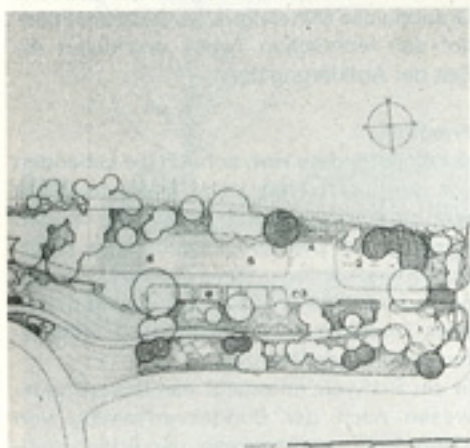


G 80, Friedhof. Übersichtsplan.

G 80, Friedhof. Zeichnung J. Barth.

G 80, Cimetière. Plan d'ensemble.

G 80, Cimetière. Dessin J. Barth.





Kirche und Kirchhof in Fellers, Graubünden.

Eglise et cimetière à Fellers, Grisons.

periode darzustellen, mit den Ausstellungsgärten wollte ich die Vielfalt aufzeigen und die Wandlung umreissen, und mit dem Thema der Friedhöfe zeige ich den eigentlichen Schwerpunkt von Johannes Schweizers Werk. An vier Beispielen versuche ich, die theoretischen Aussagen darzustellen.

Friedhöfe

Gesamthaft hat Schweizer über 70 Kirch- und Friedhöfe gebaut und geplant. Seine Tätigkeit umfasste aber nicht nur die praktische Ausführung. Er beschäftigte sich mit dem gesamten Themenkreis des Bestattungswesens.

Nach der Jahrhundertwende ging von Deutschland eine neue Friedhofsreform aus, die nach Stefan Hirzel «sich nicht ausschliesslich auf Begräbnisplatz, Grab und Grabmal erstrecken, sondern den gesamten Vorgang vom Todesfall bis zur Bestattung in den Aufgabenkreis miteinbeziehen möge.»

In vielen Aufsätzen, Vorträgen und auch als Jurymitglied bei Wettbewerben oder als Kommissionsmitglied bei Friedhofsreglementen hat sich Schweizer zeitlebens zum Themenkreis und zu Einzelthemen geäussert. Mit seiner 1956 herausgegebenen Dissertation «Kirchhof und Friedhof» schuf Schweizer ein Standardwerk der Friedhofsliteratur. Hier versuchte Schweizer, «die wissenschaftliche und die eigenschöpferisch-gestalterische Komponente der komplizierten Probleme der Grabkultur darzustellen und zu durchdringen.»

Bevor ich zu den Beispielen komme, möchte ich kurz die historische Dimension zum Thema «Kirchhof und Friedhof» darstellen und damit die Grundlage und den Hintergrund von Dr. Schweizers Schaffen verständlicher erscheinen lassen. Ich stütze mich dabei auf Schweizers Material.

Der Kirchhof

Ist der katholische Bestattungsplatz. Er wuchs aus dem heidnischen und römisch-antiken Totenkult heraus. Örtlich ist er der

umfriedete Raum um eine Kirche. Der Kirchhof hat drei Bereiche: Die Kirchmauer, den eigentlichen Hof mit den Gräbern und dem Prozessionsweg und die äussere Einfriedung. Die mittelalterliche, ländliche Gemeinde, der Normalfall also, verstand sich als religiöse Gemeinschaft. Der Kirchhof in seiner Einheit versinnbildlicht diese Gemeinschaft.

Der Mittelpunkt in jedem Leben war die Kirche, der Mittelpunkt im Leben und der Mittelpunkt im Tod. Im Zentrum war das Allerheiligste, der Altar, teilweise auch mit Reliquien. Um diesen Altar herum versammelte sich die «Gemeinschaft der Heiligen», die Lebenden und die Toten. Der Kirchenchor war ostwärts gerichtet. Die Gläubigen schauten wie die Toten zum Altar, also gegen Osten, denn Gott, das Licht und die Auferstehung kommen vom Osten. Die «streitende» Kirche, mit dem Klerus und den Laien, war eine Einheit mit der «leidenden» Kirche, den Toten. Das gemeinsame Ziel war die Auferstehung am jüngsten Tag. Der Kirchhof mahnt die Lebenden an den Tod und an die Überwindung des Todes in der Auferstehung.

Mit der zunehmenden Verweltlichung verlor die mittelalterliche Denkweise ihre Bedeutung. Die Reformation vollzog diese langsame Säkularisierung umfassend. Verbindet sich mit dem Kirchhof die göttliche Ordnung des Mittelalters, so stellt der Friedhof den rechtlichen Typus und damit die Zeit der Aufklärung dar.

Friedhof,

der eingefriedete Hof, schützt die Lebenden vor den Toten, hat keine kultische Mitte und stellt hygienische Ansprüche in den Vordergrund. Die Zwecksetzung, die rechtliche Konstruktion und die geistige Grundlage verändern in der Folge den gesamtheitlichen Totenkult des Mittelalters zum Bestattungswesen der Neuzeit.

In der Schweiz unterliegt das Bestattungswesen nach der Bundesverfassung von 1848 den Kantonen, resp. den örtlichen Zi-

vilstandsbeamten und der Friedhofscommission. So herrscht in der Schweiz keine einheitliche Friedhofskultur, sondern eine traditionelle, regionenverbundene. Daraus wird verständlich, dass auch heute noch katholische und reformierte Gemeinden eine sehr unterschiedliche Praxis aufweisen. Die bereits erwähnte

Friedhofsreform

bemüht sich in erster Linie um «Schlichtheit und Gleichheit vor dem Tode», so ein Titel einer Ausstellung von 1932. Hygienische und sanitäre Bedürfnisse waren Gegenstand früherer Reformen. Diese Reform, in der Johannes Schweizer für unser Land massgeblich mitbestimmend war, hatte drei ästhetische Zielsetzungen: den richtigen Aufbau der gesamten Friedhofsanlage, die Verbesserung der Gräberfelder und die gute Gestaltung der Grabstätte und des Grabmals.

Die Vorbilder waren «Waldfriedhöfe», so jener in München, Schaffhausen oder der vom Architekten Rudolf Gaberel 1919 geschaffene in Davos. Zitat: «Hainartig aus der Natur ausgegrenzt und zugleich in die Natur einbezogen; Frieden, Ruhe und Erhabenheit.»

Um diese Reformgedanken verständlich zu machen, nenne ich zu jeder ästhetischen Zielsetzung ein Beispiel, wie Schweizer die Missstände aufzeigte:

1. Der richtige Aufbau der gesamten Friedhofsanlage: Der Kirchhof folgte im Aufbau immer den gleichen religiösen Gesetzen. Die Anlage der Friedhöfe folgte der jeweiligen Tendenz der Gartenarchitektur.

2. Die Verbesserung der Gräberfelder: Die Gräberfelder waren im Kirchhof aus Platzgünden radial oder aufgereiht zum Altar hin gerichtet, also geostet. Die Moden der Friedhöfe zeigten immer wieder Lockerung und Auflösung «zur fast heiteren Friedhofsgärtnerei». Was bei grosszügig angelegten städtischen Friedhöfen noch als zusätzlicher Erholungsraum verstanden werden konnte, fand in der dörflichen Gemeinde Nachahmung, die an Kitsch grenzt.

3. Die gute Gestaltung der Grabstätte und des Grabmals: Das Grabmal im Kirchhof wurde vom Dorf-Handwerker, so gut er es eben konnte, ausgeführt. Die Regelung der Friedhofsordnungen sollte die vielen Hersteller unter einen Hut bringen, was wohl in den meisten Fällen scheitern musste.

Soweit die Missstände. Die Rahmenbedingungen für die Friedhofsanlage werden in den kommunalen Friedhofsreglementierungen festgehalten. Der Ausbau einer bestehenden Anlage hängt aber auch von der Gemeindegrösse resp. der Bestattungszahl und der Bestattungsart ab. Entsprechend muss das Terrain festgelegt werden. «Richtig ist immer, was einfach und schlicht dem Zwecke dient.» Und nun zu den vier Beispielen:

Münchenstein 1958

Im Friedhof Münchenstein von 1958 prägen den Grundriss einfache, übersichtliche Gräberfelder, breite Hecken und hainartige Bepflanzung. Der Hauptzugang führt zwi-

schen altem und neuem Teil entlang den mit Betonmauern terrassierten Gräberfeldern zum Kirchenverbindungsweg und zur Urnenhalle. Der Hauptweg hat nicht ein Ziel, sondern ist nur Zweck der Erschliessung. So wird die Treppe durch die Überlänge monumental, was bei Schweizer selten ist. Die Terrassierung der einzelnen Gräberfelder scheint gut proportioniert. Der Bezug zum alten Friedhofsteil und zur Kirche ist selbstverständlich.

Frenkendorf 1975

Der Friedhof Frenkendorf entstand 1975 in der freien Landschaft. Er ist klar gegliedert in Zugangsbereich, Vorhof, Gräberfelder und formal gelöst.

Die drei ästhetischen Zielsetzungen sind hier 1. der richtige Aufbau, d.h. die klare Gliederung, 2. die Verbesserung der Gräberfelder, die hier in Frenkendorf übersichtlich und nicht zu gross sind, und 3. die gute Gestaltung der Grabstätte und des Grabmals, die hier, allem Anschein nach, mit strengen Reglementierungen erzielt werden konnte.

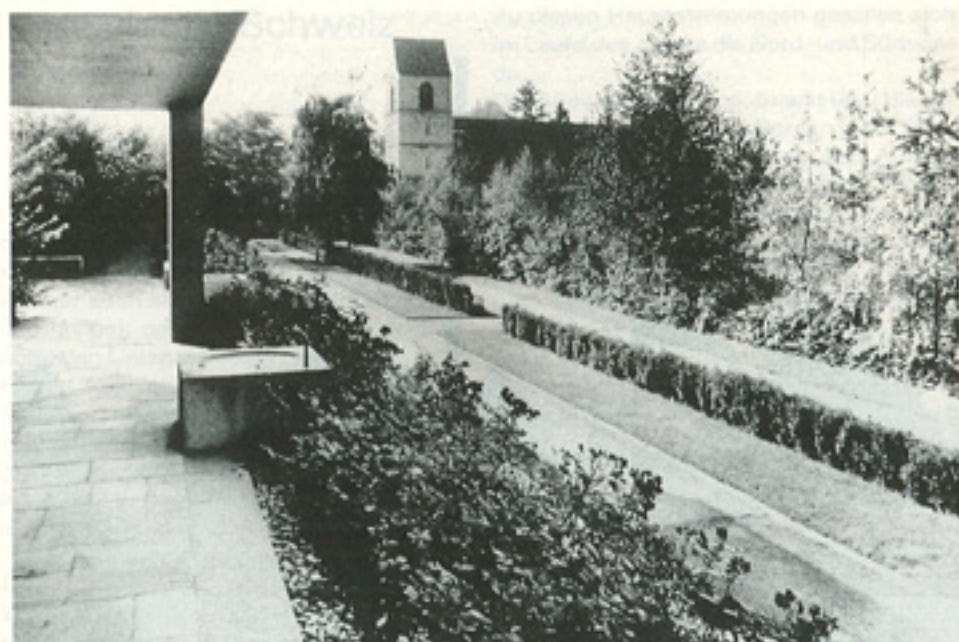
Freienbach 1961-62

Der Friedhof in Freienbach im Kt. Schwyz wurde 1961-62 von Johannes Schweizer zusammen mit Josef Nauer umgestaltet und erweitert. Hier im streng katholischen Gebiet wird der Einfluss des «Kirchhofes» deutlich.

Ich möchte hier jedoch nicht darauf eingehen, sondern an dieser Stelle auf den aus Freienbach stammenden Bildhauer Josef Nauer hinweisen. Ich erinnere an die Hochkreuze der G 59 und der G 80. Hier in Freienbach schuf Nauer ein weiteres (Foto nächste Seite). Im Zusammenhang mit der G 80 schrieb Stefan Kunkel treffend über Josef Nauer: «Neben Arbeiten auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst beschäftigt sich Josef Nauer intensiv und voll innerer Anteilnahme mit Fragen der Grabmalgestaltung. Diese stellt er, im Unterschied zu vielen seiner Kollegen, auch in den Zusammenhang des Gräberfeldes und des gesamten Friedhofes. Nauer plädiert beim Grabzeichen für klare, historisch gewachsen Grundformen und Umrisse und die materialgerechte Gestaltung, entweder aus Stein, Holz oder Eisen.» Die gemeinsame Suche von Nauer und Schweizer im Sinne der angestrebten Friedhof-Reform scheint gegenseitig sehr befruchtend gewesen zu sein. Davon zeuge auch das letzte Beispiel:

Friedhof Buttikon 1972

Der ländliche Dorf-Friedhof der kleinen March-Gemeinde Buttikon liegt ausserhalb der Siedlung. Ein schlichtes, zweckdienliches Friedhofsgebäude und ein einfaches Tor empfangen den Besucher. Die Stellung in der Landschaft mit der in die Gestaltung einbezogenen Topographie vermittelt die Vielgestalt und Härte der Gegend: drei Seiten werden von einer schützenden Hecke gebildet, die vierte prägt ein Hügelrücken. Ein Hochkreuz von Josef Nauer ist symbolische Mitte. Die einheitlich gestalteten Grabmale liegen direkt im Rasen.



Friedhof Münchenstein 1958. Kirchenverbindungsweg (oben) und terrassierte Gräberfelder (unten).

Cimetière Münchenstein 1958. Chemin de communication avec l'église (en haut) et les parcelles terrassées pour tombes (en bas).



Friedhof Frenkendorf 1975.

Cimetière Frenkendorf 1975.





Friedhof Freienbach 1961–62. Hochkreuz von Josef Nauer. Foto Guido Hager.

Cimetière Freienbach 1961–62. Croix haute de Josef Nauer.



Friedhof Buttikon 1972. Friedhofsgebäude und Eingangstor.

Cimetière Buttikon 1972. Edifice sur le cimetière et portail d'entrée.

Dieses Spätwerk von Johannes Schweizer zeigt noch einmal seine ganze Stärke: die Einfachheit, die Zurückhaltung; seine traditionelle, regionale und landschaftsbezogene Gestaltungsweise.

Zusammenfassung

Zusammenfassend versuche ich anhand von 5 kritischen Nachbemerkingen den Kern von Schweizers Schaffen, sein inneres Anliegen, und das durch seinen Nachlass über ihn hinaus Weisende darzulegen. Dazu suchte ich Antworten zu den Fragen nach seinem Verhältnis zur Zeit, zur Natur, zur Landschaft, zum Garten und zur Gestaltung:

1. Das Verhältnis zur Zeit

Ich sehe Schweizer eher konservativ als fortschrittlich. Mit konservativ meine ich, dass Schweizer viele Jahre in einer Zeit der Verunsicherung lebte, die von Krieg und Wohlstand geprägt war. Ich habe in seinen Schriften diese Verunsicherung nicht herausgespürt. Eher meine ich darin die Haltung des starken Mannes zu erkennen. Schweizer war der Pragmatiker, der seine aktuelle Geschichte vor allem aus quantifizierbaren Grundlagen, also ganz im Sinne der Zeit, abgeleitet hat.

2. Das Verhältnis zur Natur

Johannes Schweizer liebte die Natur, wie wir sie alle lieben. Er und viele seiner Zeitge-

nossen wie Alwin Seifert und Karl Foerster hatten jedoch schon untereinander eine recht verschiedenartige Auffassung vom Umgang mit der Natur. Johannes Schweizer strebte in seiner Liebe zum Massvollen und Harmonischen nach einer Ausgewogenheit der Natur. Trotz seiner scheinbaren Devise «Alles Allen recht zu machen» schuf er Zeitloses von Qualität. Natur im heutigen Verständnis, als Unterscheidung in primäre Natur und gestaltete Natur, war erst in leisen Ansätzen ein Thema.

3. Das Verhältnis zur Landschaft

Die Eingliederung von Bauwerken in die Landschaft, von der Strasse bis zum Garten, war ihm zeitlebens ein Thema. Ausgrenzung und Eingliederung sind auch in seiner Gestaltung ablesbar. Landschaftszerstörung im weiteren Sinne erkannte er und propagierte den massvollen Umgang und die handwerklich qualitätsvolle Umsetzung.

4. Das Verhältnis zum Garten

Schweizer verstand den Garten als Ort für den Menschen mit seinen vielfältigen Bedürfnissen, der dennoch nicht ein Sammelurium sein darf, sondern einer inneren Ordnung folgt. Dazu hat er die Wichtigkeit der gartenbaulichen Qualität der Ausführung als eine Hauptkomponente der Gartenkultur erkannt. Beim Bestreben nach einfachen, zeitlosen Lösungen suchte er im Ort selber die Varianz, das Spezielle zu finden.

5. Das Verhältnis zur Gestaltung

Seine Gestaltung ist still, so wie er es auch immer wieder formuliert und propagiert hat. Gestaltung hatte für ihn nicht den Zweck, mehr als den Zweck darzustellen. Er verweigerte geradezu die Thematisierung, die Stilisierung oder die Idealisierung als mögliche Form der Problemlösung. Der innere Zusammenhalt basiert bei Schweizer auf der Ebene der Nutzung. Gestaltung kommt nicht als fassbares Ding von aussen, als übergeordneter Inhalt, als grosse Form, kommt nicht als künstlich erfassbares Beziehungsnetz.

Ich glaube nicht, dass Schweizers Wunsch und Können in der Gestaltung lagen, die den Diskurs von der Künstlichkeit der Zivilisation und der Natürlichkeit der Natur führte. Gestaltung war für ihn nicht die bewusste Möglichkeit, mit den Gegensätzen der jeweiligen Zeit umzugehen oder diese auszudrücken. Seine Stärke lag in seinem Wissen und seiner Erfahrung, nicht im Bestreben, Neues zu leisten. Sein Bestreben nach zeitlosen Lösungen interpretiere ich als die Suche nach dem Immerwährenden und zugleich als die Absage an die Wirklichkeit der Probleme einer vielfältigen, nicht reglementierbaren Welt.

Seine Gestaltung war die eines soliden Praktikers mit einer klaren Sicht seiner Wirklichkeit. Er versuchte die Missstände der Zeit auf seine Art zu verstehen und sie gestalterisch umzusetzen. Das Gute im Zweckmässigen und Zeitlosen zu finden, woraus dann auch das Schöne wachsen kann.